

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 5 (1901)
Heft: 1

Artikel: Albin Indergand
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

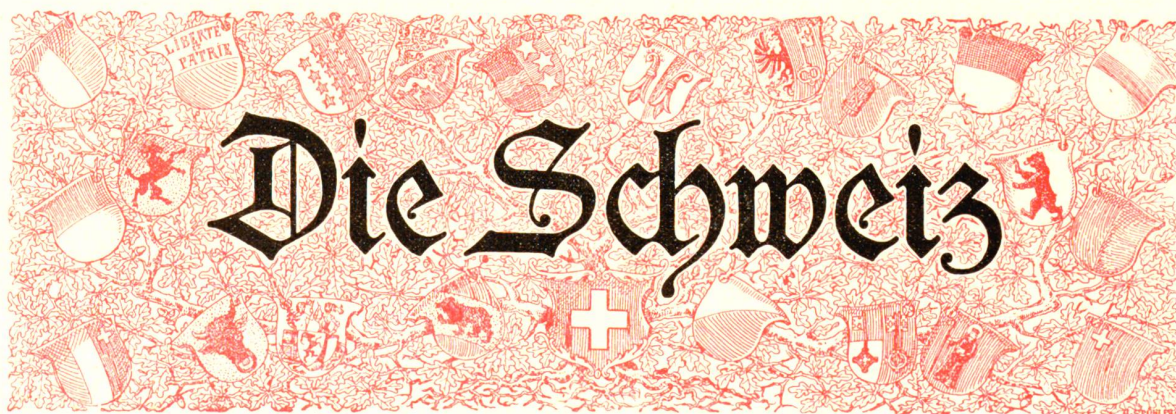
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



„Verlag der Schweiz“, A.-G., i. S. Polygraph. Institut, Zürich.

— ❧ — **Albin Indergand.** — ❧ —

Roman von **Ernst Zahn**, Göschenen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

1. Kapitel.

Der Schnee fiel langsam, lautlos und schwer. Es war zu sehen, als schwebten zwischen dem nebelverhangenen Himmel und dem weißen Land unzählige bleiche Fäden. So regelmäßig sank Flocke auf Flocke, eine der andern nach. Die hohe, schimmernde Decke, an der sie woben, trug nicht eine Fußspur. Dennoch lag unter ihr die Straße. Zur Linken, wo ein tiefes Strombett sich aufthut, ging zuweilen ein gedämpftes Aufzischen, aber es erstarb im Anschwellen, als erstikte das Leben des Wildbaches unter Schneelasten. Zur Rechten bog sich der Wald unter demselben Joche. Greisenhaft, mit hängenden Ästen und Zweigen standen die Tannen. Selten schnellte ein Baumarm empor, daß eine Wolke weißen Staubes zu Boden sank.

Von der Richtung her, nach der das Land sich senkte, und wo die Nebel so tief hingen, daß sie den Boden streiften, kam ein verlorener Ton, jetzt kurz und fern, dann näher in zweimaliger Folge. Ein Klingeln! Jetzt schwieg es wieder. Darnach näherte es sich in stetem, taktmäßigem Anschlage. Die wohl lautarme Schelle am Halse eines schwerstampfenden Rosses! Das tauchte aus dem Nebel. Ein braunes, struppiges, kleines Bergpferd, dem der Schnee an Mästern und Brauen und in der Mähne haftete. Das Ross dampfte, bahnte mühsam den Weg und brachte den Schlitten fürbaß, an den es gespannt war.

„Das Tier ist müde,“ sagte der Mann, der im offenen Schlitten saß, zu dem, der es leitend dicht hinter der Deichsel auf dem Deckbrett hockte. Der wandte das hagere, braune Gesicht. „Nein,“ erwiderte er

mit einer hohen singenden, zu seinem sehnigen Körper in sonderbarem Widerspruch stehenden Stimme, „das Ross hat schon weitere Wege, und die bei anderem Wetter machen müssen“; dann drehte er sich wiederum nach vorn und ließ den Kopf auf die Brust sinken, als schlafe er. Seine in hohen schafswollenen Ueberstrümpfen steckenden Beine hingen in den Schnee und zogen Furchen neben denen, die die Kufen des Schlittens rissen.

Der Mann im Schlitten blickte auf den breiten Rücken seines Fuhrmannes. „Ein wortarmes Geschlecht, wenn sie alle so sind,“ sann er in sich hinein.

Der Knecht saß auf einer Decke, statt sie um sich zu schlagen. Seine Gestalt war nur in Hose und Rock von schwerem Eigengewebetuch gewandet. Auf dem kurzen schwarzen Haar trug er einen rauhen verfärbten Filz. Der Schnee rieselte dem Vornübergebeugten unablässig in den dunkeln Nacken.

Eine Weile that das Pferd im gleichen, hartnäckig kurzen Schritt seinen mühsamen Weg. Dann redete der im Schlitten wieder.

„Wie weit mag es noch sein?“

Der Knecht ließ die Blicke seitwärts gleiten, als hätte er vergessen, wo sie waren; dann sagte er: „In einer halben Stunde können wir dort sein, Pfarrherr.“ Beim letzten Wort griff er links zum Hut, und verstummte wieder.

Die Straße senkte sich darnach, das Pferd brach sich rascher Bahn, aber als sie eine schmale Brücke hinter sich hatten, bog der Weg aufs Neue bergzu. Einige braune Holzhütten tauchten aus dem Nebel, zwei diesseits, zwei jenseits der Straße, deren kleine in Blei



gelegte Scheiben unter den schneeüberhangenen Dächern herfür und auf die Straße schauten wie trübe Augen unter weißer Braue.

Der Reisende hob den schwächlichen, von faltigem Mantel umhüllten Leib.

„Gehören die zum Ort?“ fragte er den Fuhrmann. Der nickte. „Ja, das ist der Weiler.“

Das Pferd hatte die Hütten erreicht. Es wurde lebendig um dieselben. Männer, Weiber und Kinder traten unter die Türen. Aermliches Volk! Die Männer mit sehnigem, hagerem Körper und verwittertem Gesicht, die Weiber früh gealtert; aber die Kinder schauten mit hellen Augen aus gesunden Gesichtern. Als der Schlitten langsam vorüber glitt, standen sie alle voll Neugier an der Straße. Die Alten grüßten, „Tag, Pfarrherr,“ nahm ein Mund vom andern den Willkomm. Die Kinder staunten. Der Mann im Schlitten nickte ihnen zu, im Vorbeifahren erhaschte er mit der eigenen weißen, hageren Hand ein paar der braunen Bauernhände und drückte sie flüchtig.

„Er hat ein gutes Gesicht,“ meinte hinter ihm ein Weib, das in ein paar stille braune Augen geblickt hatte.

Indessen senkte sich dem Schlitten der Weg abermals. Der breite Bach wurde sichtbar. Helles, blaugrünes, spärliches Wasser wand sich durch sein steiniges Bett, in unzähligen weißen Inseln lagen überschneite Granitblöcke darinnen. Das Roß stampfte einer Brücke zu. Jenseits stieg fahrtsperrend ein Hügel jäh zur Höhe. Der Reisende blickte auf. Wie der Wall einer Burg erhob sich die weiße Wand aus dem Thale; die Straße ging in Windungen daran empor. Hoch auf dem Söller tauchte eine Kirche aus den Nebeln, ein einfacher Bau, aber wie ein Wahrzeichen Gottes stand sie hoch über allem Land und am rechten Ort. Und eben begann ein Läuten von ihrem Thurme. Es war eine einzige Glocke, ihr Ton war nicht stark und der Schnee dämpfte den Schall, aber das plötzliche Lautwerden der ehernen Stimme in der unendlichen Stille des Winters wirkte seltsam. Dem Mann im Schlitten griff es ans Herz, er legte die Hände unter der Decke zusammen.

„Das ist Euch zu Ehren,“ sagte der Fuhrknecht.

Der andere nickte nur. „Herr, segne ihnen meinen Eingang,“ stammelte er. Seine Augen waren feucht, aber sie leuchteten; auf seine bleichen Wangen flog ein stilles Rot.

Das Leuten hörte nicht auf, es hallte über ihnen gleich einer rufenden Stimme und half ihnen, den Hügel erklimmen.

Als sie an die erste Biegung der Straße gelangten, kam ihnen ein Knabe entgegen. Er trug einen Sack auf der Schulter, eine schwere Last. Aber der Bursche schritt aufrecht, und es schien, als böge selbst der Kopf sich nur unwillig so viel zur Seite, als die Last es erheischte. Als er dem Schlitten begegnete, trat er seitwärts tief in den Schnee, um ihn vorüber zu lassen. Zwischen dem Fuhrknecht und ihm ging ein kurzes „Tag“ hin und wieder. Dann kreuzten seine Blicke die des Reisenden. Sie weilten ineinander, mit plötzlichem, unbewußtem Forschen. Aber der Bub bot keinen Gruß. Er stand da und sah dem andern gerade, unverwandt ins Gesicht. Der lächelte ein feines Lächeln, das um seinen schmalen Mund einen Zug großer Milde und Freundlichkeit zauberte, dann grüßte er. Einen Augenblick schien es, als bewegte der Knabe die Lippen, dann wandte er den Kopf und stieg abwärts. Der Fremde schaute ihm nach. Er sah ihn dicht unterhalb der Straßenwindung abbiegen und gegen das Flußbett hinab verschwinden. Als der Schlitten höher zog, bemerkte er, wie jener, einen schmalen Steg verlassend, am jenseitigen Berge hinaufstieg, der einzelne Mensch an einer pfadlosen Halde!

„Habt Ihr den gekannt?“ fragte der Fremde den Knecht.

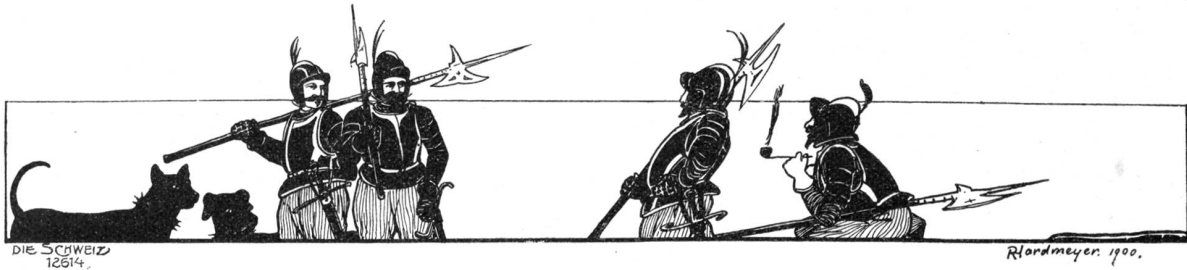
„Der Bub vom Lau-Eck,“ gab dieser Bescheid in einem Tone, als müßte alle Welt den Ort und den Menschen kennen. „Einer, der Euch nicht in die Kirche kommt,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, in dem eine leise Schadenfreude spielte.

„Warum nicht?“ fragte der andere.

„Ich bin schon lange da oben daheim, aber vom Lau-Eck habe ich noch keinen in der Kirche gesehen.“

„Der Weg mag zu weit sein,“ sagte der Fremde, als müßte er entschuldigen. „Mag sein,“ zuckte der Knecht die Achseln. „Vielleicht hättet Ihr auch keine Freude an ihrem Kommen,“ meinte er dann.

Der Andere schien des Fragens müde. Oder er war nicht neugierig und konnte warten, bis er wußte, was ihm zu wissen not that. Aber er sah das Gesicht des Burschen noch immer dicht vor sich, als stünde der noch im Schnee. Ein Gesicht, schmal und doch von



kräftigem Knochenbau, bäuerlich gesund und doch bleich und von scharf geschnittenen Zügen. Dunkles, gelocktes Haar umgab den hochgewölbten Schädel, die Stirne war kühn und schön und weiß. Der Mund hatte volle Lippen, die aber in den Ecken sich fest zusammenschlossen, so daß ein halb herber, halb spöttischer Ausdruck ihn umspielte. Die Nase war gerade und hatte einen feinen Bug, der in scharfem Winkel von der Stirne absprang. Der Blick der Augen, die unter dunkler Braue standen, senkte sich in die Erinnerung wie die Kohle ins Holz. Sie waren groß und grau, ihr Licht war unstät.

Der Schlitten hatte eine weite Steigung überwunden, es schien, als schwebte die Stimme der Glocke im grauen Himmel, der über ihnen stand, so dicht unterhalb der Kirche fuhr sie hin. Jetzt that die Straße einen letzten starken Ansat, den Berg zu bezwingen. Braune Hütten sperrten sie scheinbar nach der Höhe. Aber eine derselben, ein mächtiger, dunkelwändiger Bau, ruhte auf zwei starken Mauern diesseits und jenseits der Straße, gleichsam das Thor zum Dorfe bildend. Zeichen und Inschriften waren in die geschwärzten Querbalken gegraben und allerlei Zierwerk schmückte die Fenstergefinse und die Schiebläden. Größere Scheiben als sonst die Bauernhütten wiesen, gaben den Stuben Helle. Hinter einer derselben stand ein blühender Geranium. Und eben als der Schlitten sich näherte, fuhr eine Kinderhand nach der einen roten Blüte, brach sie, öffnete das Fenster und ließ sie in den Schlitten fallen. Sie traf des Mannes schmale Hand; er nahm sie, aber er vermochte nicht mehr zu danken, der Schlitten war schon unter dem Bogen hindurch gefahren, und jenseits fand er, zurückblickend, die Fenster leer.

„So,“ sagte der Fahrknecht. Er wurde beweglicher und stand vom Schlitten zur Erde. Das Pferd zog diesen vollends zur Höhe eines geräumigen Platzes, den Häuser und Hütten umgaben, und in dessen Mitte ein Brunnen stand. Zwei Wasserstrahlen fielen in die niedrigen Tröge, wo die Bauern ihr Vieh tränkten. Jetzt stand vor demselben eine Gruppe von Männern in der schmucklosen Gewandung des Bergbauern, hohes, sehniges Volk, zumeist mit den dunklen, auf die Brust fallenden Bärten und mit klugen, aber sonderbar an das schwer zu brechende Gestein der Berge gemahnenden Köpfen.

Einige trugen die weit über die Knie reichenden Ueberstrümpfe aus rauher weißer oder grauer Schafwolle, als kämen sie just von der Arbeit aus Stall oder Schnee, alle hatten sie Kleider an aus eigengewobenem rauhem Stoff, manchem schmückte die Toppke Knöpfe aus Gams- oder Bergkristall. Die Männer waren zu sieben und traten unter Führung des Höchstgewachsenen unter ihnen gemächlich auf den Schlitten zu. Diesem entstieg der Fremde, sich mühsam aus seinen Decken schälend. Indessen waren die Fenster der Hütten von neugierigen Gesichtern belagert und die Leute standen unter den Thüren wie im Weiler, als der Schlitten hindurchgefahren war.

„Willkommen, Pfarrherr,“ redete der Bauer, der unter den andern der erste zu sein schien, den Fremden an. Dieser richtete sich auf, er zog den schwarzen Hut von dem mit schlichtem, braunem Haar bedeckten Kopfe und reichte dem andern, der ihn um Haupteslänge überragte, die Hand.

„Ihr seid der Präses,“ sagte er mit einer wohlklingenden Stimme.

„Ja,“ gab der Bauer zurück, und während die andern, denen der Pfarrer der Reihe nach die Hände schüttelte, ein linkisches und verlegenes Wesen zeigten, lag über ihm eine große Ruhe und Sicherheit.

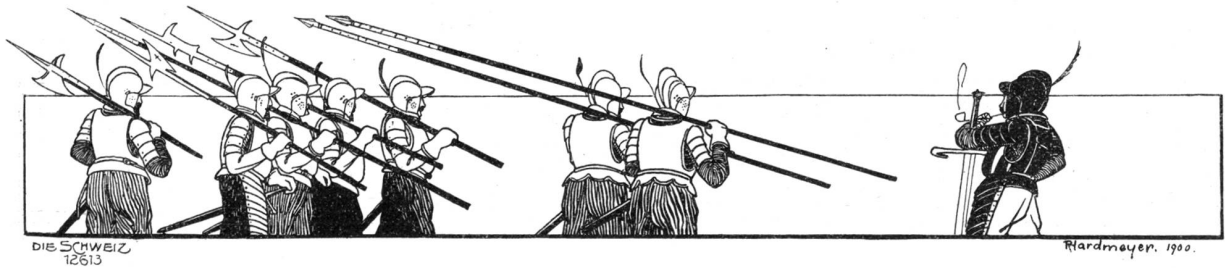
Der Schnee rieselte unablässig. Die Glocke hatte zu läuten aufgehört. Der Pfarrherr und die Bauern stiegen eine steile, mit groben Steinen gepflasterte Gasse nach dem Kirchhügel hinan. Der Präses führte.

„Ihr habt einen schlechten Reisetag gehabt“, sagte er zu dem Geistlichen.

„Ihr seid schwer zu finden in Nebel und Schnee,“ lächelte dieser dagegen. Und dann: „Aber der Empfang ist freundlich! Ich hoffe, wir müssen von dem grauen Tag nicht auf unser Einvernehmen schließen.“ Darauf wendete er sich zu denen zurück, die ihnen schweigend und einer unlieben Pflicht gehorchend, folgten. „Ich hoffe, wir werden Freude an einander erleben.“

Die Worte bebten in einem Tone tiefer Herzlichkeit. Ein Lächeln der Befriedigung flog über die halb ernsten, halb scheuen Mienen der Bauern. Und ein zustimmendes Gemurmel ging durch die kleine Schaar.

„Da ist eure Wohnung,“ sagte der Präses und wies auf ein Haus zuoberst an der rechten Gassenseite.



Es war aus Stein gemauert bis zur Höhe der steinernen Treppe, die nach seiner Hausthür führte; auf diesen Unterbau war die braune Holzhütte gesetzt, die mit freundlichen Scheiben zur höher gelegenen Kirche und in die Munde sah. Sie näherten sich der Treppe, aber des Pfarrherrn Blick war auf die Kirche gefallen.

„Gebt mir einen Augenblick,“ sagte er und stieg die breitstufige Treppe empor, die zu dem braungefärbten Portal des Gotteshauses hinan führte. Zwei steinerne Säulen hielten ein schindelbedecktes Vordach, das die Thüre schirmte. Zwei niedere Mauern liefen von den Säulen bis zur Kirchenwand. Auf eine derselben legte der Pfarrer den Mantel. Dann trat er in die Kirche. Die Bauern harrten seiner im Schnee, geduldig, und besprachen sich unter einander, was von dem neuen Hirten zu halten sei, den sie am heutigen Tage zum erstenmale sahen.

Während sie noch redeten, kam der Geistliche zurück. Er stand einen Augenblick unter dem Schutzbach und hatte die Augen erhoben, seine Hände waren noch wie zum Gebet ineinandergelegt. Er sah sich um; von der Stelle, wo er stand, über sah er einen Teil des Dorfes. Jetzt umfaßten die Blicke der unten harrenden Bauern zum erstenmale seine Gestalt.

Er war nur mittelgroß und von fast schwächlichem Außern, schlank und gerade. Sein Gesicht war von edlem Schnitt, aber auch in seinen feinen und doch festen Zügen lag ein Ausdruck körperlichen oder seelischen Leidens.

„Er sieht nicht aus, als paßte er da herauf,“ flüsterten die Bauern unter einander. Da hörten sie seine Schritte und wendeten sich ihm wieder zu. Seine Blicke waren auf ihnen. Sie leuchteten hell und ernst aus dem bleichen, bartlosen Antlitz. Der Präses, als er ihnen begegnet war, murmelte den andern zu: „Es ist mancher stärker, als er scheint!“

„So, nun laßt uns hinein gehen,“ sagte der Pfarrherr im Herantreten. „Verzeiht, wenn ich Euch warten ließ. Euer Pfarrer muß zuerst am Ort gewesen sein, dahin Ihr ihn berufen habt.“

Die Bauern nahmen die Rede als eine gute hin. Mitstammen traten sie in die Hütte. Die Thür war niedrig. Der Priester vermochte kaum, ohne die Stirn an ihren Querbalken zu schlagen, aufrecht hinein zu

treten, die Bauern bückten sich tief. Der Präses stieß im dunklen Flur, den sie betreten hatten, eine Thür zur Linken auf, durch die sie in eine niedere, vom Schnee helle Stube traten. Sie war sauber gescheuert. Der schwere Tisch, die Stabellen und Wandbänke zeigten ein dem Gefäßer gleiches, gelbweißes Holz, der große Granitofen, der ein Viertel der Stube füllte, gab eine wohlige Wärme. Es war ein traulicher Raum. Auf dem Tische stand ein zinnerner Krug und eine Anzahl Becher. Zu dem Schritt der Präses jetzt, ergriff ihn und schenkte die Becher voll.

„Zum Wohl, Pfarrherr, es ist so Sitte bei uns, daß wir dem Hochwürdigen in seiner eigenen Stube den Willkommen zutrinken.“

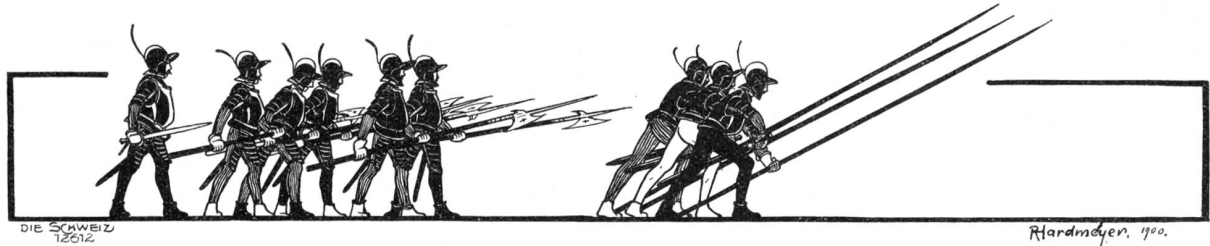
Der Pfarrherr trat hinzu und griff nach dem ihm gebotenen Trinkgeschirr. Auch die andern machten sich heran. Dann stießen die Becher zusammen. Als der Priester und der Präses einander Bescheid thaten, sanken ihre Blicke ineinander, als forschte ein jeder, was er von dem andern zu halten habe. Und es war, als hielte der Geistliche die Augen des andern länger aus. Der Präses zog seine Gestalt auf, als weckte der Blick des andern ihm ein leises Unbehagen. Dennoch war in den Augen des Priesters kein unfreundliches Licht gewesen. Es hatte etwas wie staunende Bewunderung darin gelegen, die des Präses Erscheinung verdiente. Diese war von fast überwältigender Macht. Sein Leib war gebaut wie der Baum, der gerade aus der Wurzel strebend Jahrring um Jahrring gesetzt hatte. Er hatte breite Schultern und eine stolze Brust. Seine Glieder waren schwer und doch gelenk, wo die Hände aus den Ärmeln seiner Tappe traten, schienen sie eisenfarben wie das Gesicht. Der Kopf war von edlem Bau, schwarzes Haar trat von der nicht allzuhohen Stirne zurück. Ein schwarzer Bart bedeckte die halbe Brust. Die Züge waren fest und die dunkeln Augen hatten einen ruhigen, das Bewußtsein eigenes Wertes wiederstrahlenden Glanz. Nur in jener einen Minute, als er sie vor dem Blicke des Geistlichen hinweggewendet hatte, war diesem gewesen, als fänke das Lid in einer fast plötzlichen Unsicherheit über den Stern.

Der Pfarrherr hatte sich indessen in freundlichem Gespräch an die Bauern gewendet, die ihm mit kurzem Bescheid Rede standen. Dann legte er, sie aus seinem



Alpfahrt.

Nach dem Gemälde von Eugen Burnand, Moudon.
Kunstmuseum Bern.



Talar greifend, die Geraniumblüte auf den Tisch und meinte: „Die ist mir bei der Einfahrt in den Schooß gefallen, faßt meine ich, nicht vom Zufall geworfen.“

Der Präses lächelte: „Vom Hause, das über die Straße gebaut ist?“ fragte er.

Der Pfarrer bejahte.

„Das hat Euch mein Mädchen zugeworfen. Sie hat den Blumenstock selber gezogen, und seit die Blüte offen ist, hat sie davon geredet, daß der neue Pfarrer sie haben soll.“

„So danket Eurem Mädchen für mich, es hat mir zu meinem Einzug ein gutes Zeichen gegeben.“

Der Präses nickte. „Ihr werdet das Kind bald genug kennen lernen. Bei Eurem Vorgänger ist es zu Hause gewesen fast mehr wie bei mir.“

Das Gespräch wurde darnach wieder allgemein, und nach einer kurzen Weile brachen die Bauern auf.

„Des Wildhüters Schwester wird Euch haushalten kommen, wenn es Euch recht ist,“ sagte der Präses im Hinausgehen. „Sie ist brav und stark — —“ Er konnte nicht ausreden, es war ein junges Weib unter die Hausthür getreten; sie war die, von der er geredet hatte.

„Da ist sie,“ sagte der Präses. Und während die Männer hinausstapften, trat das Mädchen näher und grüßte.

„Tag, Pfarrer.“

„Du bist des Wildhüters Schwester,“ sagte der Priester.

„Seiner Frau Schwester.“

Sie legte die feste, zerarbeitete Hand in seine ihr dargebotene. Dann traten sie in die Stube.

„Aber wie du heißest, weiß ich noch nicht.“

„Agatha, — Agatha Gamma.“ Der Pfarrer hatte sich hinter den Tisch gesetzt, er war müde. Die Fahrt war beschwerlich gewesen. Ehe er zu dem Mädchen weiteres reden konnte, sah er sie geschäftig ihm den Tisch zum Male zurichten. Er ließ mit dem Wohlgefühl des Ermatteten ihre schweigende Sorge sich gefallen. Sie ging hin und wieder und trug ihm eine Suppe auf, die sie vordem für ihn mochte gerichtet haben. Dabei waren ihre Tritte fest, wie in ihrem Wesen und in ihrer Gestalt eine seltsame Kraft war. Sie mochte zwanzig Jahre zählen, war wohlgebaut und ihre Formen dehnten das Gewebe ihres dunklen Kleides.

Ihr Gesicht war frisch und von einer großen Liebllichkeit. Sie hatte hellbraune Augen, die klar und gerade und ehrlich waren, so daß sie dem Pfarrer besser für die Treue seiner Magd zu zeugen schienen, als wenn ihm wohlgefehlte amtliche Beweise ihres guten Leumundes vorgelegt worden wären.

Und während er von dem wortkargen Mädchen sich bedienen ließ, fühlte er sich sonderbar heimisch in der kaum noch betretenen Wohnstatt.

2. Kapitel.

Es war am dritten Tage, nachdem der neue Pfarrer in das Dorf gekommen war, und war an einem Sonntag. Die Schneewolken waren zerissen, der strahlende Himmel wölbte sich über dem Thal, und die Sonne hatte für zwei kurze Stunden über der blendend weißen gleißenden Landschaft geleuchtet.

Nun neigte sich der Tag schon dem frühen Abend entgegen. In seiner Stube saß der Pfarrer am Tische über eine Anzahl weißer Blätter gebeugt und schrieb. Was er mit rascher Feder hinschrieb, während zuweilen nur der Blick wie träumend durch die Scheiben nach den dämmernden Lehnen ging, lautete also:

„So bin ich nun hier zu Anderthalben, in dem Lande, das durch alle Zeit ein Sitz der Freiheit und der Kraft gewesen, ich, weiland Pater Cölestin vom heiligen Orden der Kapuziner und jetzt weltgeistlich geworden durch Gnade meiner Herren Oberen und auf Wunsch meines lieben Freundes und Arztes und Ordensbruders Pater Clemens, der meint, daß meinem Leibe Luft und Licht mehr von Nöten als meiner Seele klösterliche Zucht. Bin hier zu Anderthalben im Lande, das den Tell geboren und nenne mich wieder mit dem lieben Namen meiner Mutter. Mit dem Namen Josef Steiner. Ich habe meiner Lebtag nie ein Tagebuch geführt, aber von diesen letzten Tagen muß ich mich ausschreiben. Ich muß, denn meine Seele treibt mich dazu. Ich bin frühe hinter die Mauern des Klosters gegangen, weil meiner Scheu das Weltleben zu laut war, ungefähr wie das Kind sich unter Dach flüchtet, das der Wind oder der Donner erschreckt. Als die Pforte sich dauernd hinter mir zuthat, war mir wohl. Seltsam, daß mir nicht bange war, als sie sich wiederum aufthat! Als ich aus dem Kloster in die Welt zurückging, war mir vielmehr, als trete ich vom Schat-



ten in die Sonne. Und diesem Orte bin ich zugefahren gleich einem starken Menschen, der in Fesseln geschlagen, lange Jahre im Müßiggang verbracht hat, und plötzlich den Karst in die Hände nehmen darf, um zu ackern. Meine Glieder strafften sich, als ginge es zum Kampf, und ich bin doch kein Kriegermann, mein Wille war klar und fest und auf hohe Ziele gerichtet, und ich bin doch kein Großer dieser Erde, der hingeht zu herrschen. Ich bin nur der Pfarrer, der einem Häuflein Bauern das Heil ihrer Seelen hüten helfen soll. Aber just weil ich fühle wie ein Kriegermann und wie ein Herrscher, kampffreudig und voll guten Willens, sein Volk zu beglücken, just darum bin ich wie ich nie gewesen, und ist mir, als sei in meinem Leben ein zweites angebrochen.

Vom Anbruche dieses zweiten Lebens will ich schreiben, damit ich, wenn es enden soll, noch wisse, wie es begonnen hat. Den Panzer des Kriegermanns will ich heimlich tragen und im Verborgenen halte ich das Szepter des Herrschers, dessen Traum seines Volkes Friede ist. Ueber alles aber sei der Mantel priesterliche Milde geschlagen. Ich möchte sein nach Deinem Sinn, o Gott! Segne Du mein Tagwerk an diesem Volk, das mir lieb ist, kaum daß ich unter sie getreten bin. Amen!"

Ich habe heute gepredigt. Ich möchte mir meine Kirche nie leerer wünschen, als sie heute gewesen ist. Sie standen in alle Winkel gedrängt, und weil nicht für alle Raum war, so ließen sie die Thüre offen stehen und standen barhäuptig im Frost des Wintermorgens, eine andächtige Gemeinde. Und sie waren mir nahe, wie ich ihnen, denn viele Augen sahen mich freundlich an und in vielen Augen sah ich Thränen glänzen. So sind wir wohl Freunde geworden. Sie sind ein starkes und herbes Geschlecht, wenn ich sie recht durchschaue. Die Rauheit der Heimat macht sie stark, Entbehrung und Einsamkeit verschließen ihren Sinn. Sie sind langsam in ihrem Wesen, so mögen sie es zu Worten und Thaten sein, aber sollte ich eine Mauer brauchen um den Ort, ich wüßte keine bessere als die aus den Leibern dieser Männer geschlossene, und nun bin ich stolz, in Leid und Freude ihr Hirte sein zu dürfen.

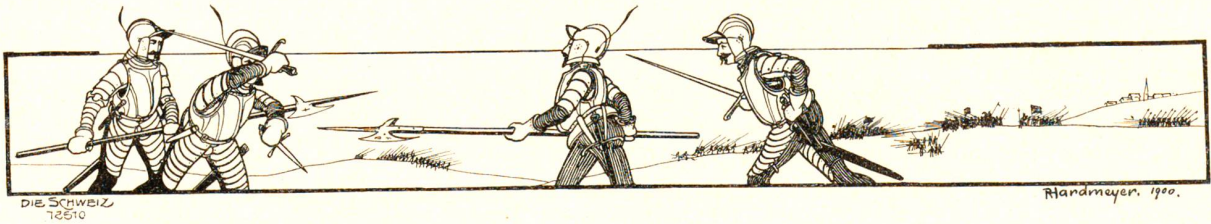
Also ich habe ihnen gepredigt. Als ich ihnen Messe gelesen und sie gesegnet hatte, traten sie zögernd aus ihren Stühlen, als hätten sie mir etwas zu sagen.

Ich traf ihrer manche noch, als ich nach ihnen meine Kirche verlassen hatte und sie kamen, wildfremd, wie sie mir waren, einer nach dem andern und gaben mir die Hand. Sie redeten nicht, zum höchsten ein kurzes „Tag, Pfarrherr“, und manchem sah ich das dunkle Rot der Schen im Gesichte stehen, aber sie haben mich mit diesem Händedruck bei sich aufgenommen, ich fühle es. Ich bin in ihrer Mitte nach meiner Hütte geschritten, aber als ich den Kirchhügel ganz verlassen wußte, stieg ich noch einmal hinauf, denn der Wunsch war in mir, mein Feld, in dem ich ackern soll, ganz zu übersehen.

Diese Kirche zu Anderthalben steht an einem wunderbaren Ort, sie steht, wo sie stehen soll, über aller Erdenwohnstatt und ihr Thurm ist jeder Hütte im Umkreis ein Wahrzeichen. Sie ist nicht groß, aber sie ist größer als manche, die ich landauf an meinem Wege gesehen. Sie ist arm an Schmuck in ihrem Innern, die Patres, meine Brüder, würden darnach auf eine laue Frömmigkeit des Volkes schließen, aber — siehe, wie anders mich die Welt schon gemacht hat — ich meine, daß Menschen, die darin beten, die Kirche besser schmücken, als alle Opfer von Silber oder Gold.

Rund um die Kirche ist Friedhofland, eine Mauer umschließt es, und wer an dieser Mauer steht, der sieht wie von einer Burgwarte ins Thal und über sieht alles; freilich weit ist das nicht, denn der Blick stößt allüberall auf die Miesenmauer, die dieses Land einengt und schützt. Da stehen im Norden drei leuchtende weiße Zacken, die fernsten, doch auch die höchsten im Umkreis; gegen sie hinab ist das Thal, wenn gleich scheinbar verrammelt, offen, und führt der Weg, den ich gekommen bin, bis hinab zum Flüeler See. Diese Berge können mir Uhr sein, das Licht fällt auf ihre mächtigen Leiber, die so blendend bleich sind, daß jeder Schatten erkennbar ist. Das sind die Windgellen! So hat mich die Agatha, meine Magd, belehrt. Die Straße, die zu ihnen hinab führt, kommt zu uns vom St. Gotthardberge her, steigt schon weit aus Welschland und Livinen, das diesem Lande unterthänig ist, herauf, führt durch das grüne Urserenthal und die finstere Schöllenen. So hat mich der Präses berichtet!

Noch einen Ausgang hat dieses Thal. Der Weg steigt steil aus dem Dorfe hinauf gen Matten und Farnen, zwei Dertlein, die in meinen Amtsgrenzen



liegen, und die ich besuchen muß und will, wann ich erst hier Bescheid weiß. Jener Weg führt, wie der Präses mich bescheidet, über die Suß ins Oberland der Berner. Sonst aber zeigt die Bergmauer zu Anderthalben kein Thor und gen Osten ist sie gar so hoch getürmt, daß einem bangen möchte, ob die Sonne die Bahn darüber hinweg noch finde. Das Thal zeigt kaum eine ebene Matte, denn mitten aus demselben steigt der Kirchhügel empor. Zwischen diesen und die Westberge hineingezwängt stehen in langer, halbkreisförmiger Reihe die Hütten und Häuser. Deren wenige sind auch noch längs der Straße gen Süden und vereinzelt an die Lehnen hingestellt. Meine Amtswege mögen nicht immer leichte sein. Zwei Bergwasser tönen in die unendliche Stille, die sonst zwischen diesen Bergen wäre. Das eine größere kommt aus Süden geflossen

und ist am Gotthardberge jung, der der große Quellsender der drei Lande ist, das andere entfließt dem Sußgletscher und fließt durch das Mattenthal heraus; wo es sich den Weg zu einem mächtigeren Bruder, der Reuß, bahnt, da ist eine klastertiefe dunkle Schlucht; die gähnt gegenüber der Kirche mit zerrissenen Wänden, an denen verkümmertes Baumwerk wächst.

Aus dem Mattenthal, aus der Schlucht gleichsam, kommen denen von Anderthalben im Sommer die Gewitter, und weil es da oft finster und furchtbar und plötzlich sich am Himmel zusammenballt und die Stürme unvorhergesehen, wie das Raubtier aus der Höhle, aus diesen Felsen herfür fahren, so reden die in Anderthalben, daß alles Unglück ihnen aus dem Mattenthale komme. So hat mich wiederum der Präses belehrt.

(Fortsetzung folgt).

Die Rache des Weines.

Der schwarze Ritter Hans im Schlosse Wildenstein
Schlägt auf den Eichentisch und trinkt geraubten Wein;
Er trinkt und hält den Humpen vor die fackelglut
Und brummt für sich: „Der Wein ist rot, wie Krämerblut“.
Da lacht der lange Dieth, des Ritters Raufkumpan:
„Was starrst du lang den halbgeleerten Humpen an?
Trink aus den Rest! In diesem großen Henkelkrug
Ist für uns beide wohl Veltlinerwein genug!“

Dann gießt und gießt er langsam beide Humpen voll.
Des schwarzen Ritters Stirn umwölken Gram und Groll,
Denn tief in seinem Herzen brennt wie Höllenglut,
Wohin er schaut — er sieht nur Blut und immer Blut.
Er sieht den Waldweg im Oktobersonnenschein —
Die starken Rosse zieh'n bergan den schweren Wein,
Es kommt der Zug mit Kling und Klang und Peitschenknall
Bis in des Waldes Mitte, zu dem Wasserfall —
Da saust es von der Burg herab — dem Sturmwind gleich —
Mit Hieb und Stoß und wucht'gem Hellebartenstreich!
Im Tannenwald verblutet, wer nicht fliehen kann,
Da wird manch starker Knecht ein bleicher, stiller Mann.
Dann knarrt der Beutezug zur alten Burg empor,
Die schweren Eichenfässer rollen durch das Thor;
Sie gleiten langsam in den Keller tief hinab —
Dort unten ruht der Wein — die Toten ruhn im Grab.

Die Toten ruh'n und schweigen. Doch des Weines Geist,
Der wird zum glüh'nden Gift, das in den Adern freist,

Bis es, ein Lavaström, die breite Brust durchbraut,
Und dumpf und wahnstündrohend in den Schläfen saust,
Bis Frevelrede sinnlos von den Lippen quillt,
Daß auf der heißen Stirn die Jornesader schwillt.
So faßt den Ritter Hans und seinen Raufkumpan,
Noch eh' der Krug geleert, der Geist des Weines an!

Des langverborgnen Hasses Lügenmaske fällt.
Die Humpen klirren und der schwere Krug zerschellt;
Die Mörderhand krallt in des Gegners Gurgel sich —
Tier gegen Tier — Hallunkenpaar, nun wehre dich!
Das Feucht und stampft — der Wein macht seine Sache gut —
Das Erkerfenster fracht — die Ringer sind voll Blut.
Ich oder du! Hinab mußt, Schurke du, hinab!
Der wilde Waldbach ist für dich das rechte Grab!
Ein Schlagen — Würgen — Nethzen und ein Poltern dann —
Und plötzlich stürzen beide — Feuchend — Mann an Mann —
— — Ein Todeschrei durchgellt die kühle Dämmerluft —
Kopfüber — saugend — in die tiefe, schwarze Kluft!
Dort spült der Bach das Blut den beiden Toten ab
Und ist für Beide Schlumberbett und stilles Grab.

Die Fackel ist verlöscht. Das klare Morgenlicht,
Das durch des Tannenwaldes dunkle Wipfel bricht,
Glänzt durch das off'ne Fenster auf den Tisch herein
Und in den Scherben glüht — wie rotes Blut — der Wein.

J. Stauffacher, St. Gallen.

